



Rafael Mengs:

Johann Joachim Winckelmann

Nach einem Stich aus dem Besitze des Leipziger Museums
Das Original befindet sich im Besitze des Fürsten Casimir von Lubomirski in Krakau

Johann Joachim Winckelmann

(geboren 9. Dezember 1717)

Von Prof. Dr. Bruno Sauer

Schwere Zeiten stärken die Erinnerung an die Großen der Vergangenheit, steigern die Heroenverehrung, die wir ihnen schulden und erweisen, oft aber mehr gewohnheitsmäßig als mit Bedacht und lebendigem Anteil üben. So haben wir es jetzt drei Jahre gelernt, die Kraft des Geistes uns wahrhaft zu erwerben, zu nützen, uns einzuverleiben, der von den Gräbern jener Heroen in die wildbewegte Gegenwart herüberweht. Da ist keiner, der uns nicht helfen könnte im Lebenskampfe. Wohl geht dieser jetzt zunächst um die materielle Existenz und bedarf dazu vor allem jener Mittel und Werkzeuge, mit denen der moderne Mensch die Materie zwingt und beherrscht, sich und dem Nächsten

zum Heile, dem Feinde zum Verderben, und so stehen als Kampfhelfer in erster Reihe die großen Feldherren und Lehrmeister der Kriegskunst, die Eroberer im Reiche der Natur, die Erfinder technischer Wunderwerke, alle die, deren Sinnen und Schaffen den erstaunlichen, unsre Feinde zu immer neuer Wut reizenden Aufschwung des neuen Deutschlands ermöglicht haben. Aber mit ihnen kommen und kämpfen in unsern Reihen alle die andern, deren Leben nichts von Krieg und Blut und Meisterei wilder Kräfte wußte, die in friedlicher Stille scheinbar egoistisch nur sich und der Ausbildung und Betätigung ihrer besonderen Geistesanlagen lebten: wir wissen und erleben es täglich aufs neue, daß auch sie

einen ungeheuren Schatz von Kräften unmerklich aufgespeichert haben, die auf geheimnisvolle Weise sich umwerten in lebendige Kraft und so den Sieg erringen helfen.

Zu diesen guten Geistern unsers Volkes, die, ihrem ganzen Wesen nach friedfertig und liebevoll, aus idealen Fernen, wie von einem nie erforschten Orl, in den rohen Kampf unsrer Tage eingreifen und unsre Waffen segnen und entkühnen, zählt auch der Mann, der vor zweihundert Jahren am 9. Dezember in dem altmärkischen Städtchen Stendal geboren wurde.

Johann Joachim Winckelmann steht in der Ruhmeshalle der Deutschen an ehrenvoller, aber nicht sonderlich beachteter Stelle. Volkstümlich ist er nie geworden. Gebiet und Art seines Schaffens liegen von den Bahnen des normalen Volkslebens weit ab, und wenn einem Volk wie dem unsern eine lange, von Leben und Segen erfüllte Friedenszeit auch die Liebe zur Kunst nährt, ihm feineres Verständnis für künstlerisches Schaffen erschließt und die Verpflichtung der Kunstpflege klarmacht, so trägt das noch nicht viel zum Ruhm des Mannes bei, der vor anderthalb Jahrhunderten den Grundstein der Kunstwissenschaft gelegt hat. Zu abstrakt ist sein Verdienst, zu vielfach abgeleitet und umgewandelt der Einfluß seines persönlichen Wesens und Schaffens auf die Gesamtentwicklung der Kultur seines Volkes. So ziemt und lohnt es sich, in diesem Gedächtnisjahr dem Werden und Wirken dieses wunderbaren Erscheinung nachzuspüren, um in Ehrfurcht zu verstehen, was Winckelmann uns war und ist.

Wunderbar — es ist nicht zuviel gesagt. Ein armer Schuhlickersohn aus einem verkümmerten altmärkischen Städtchen, das für seine eigne behäbigere Vergangenheit und die Regungen künstlerischer Triebe, denen es sein Gepräge verdankte, kaum mehr Verständnis hatte, endt als europäische Berühmtheit, als Hausgenosse und vertrauter Freund katholischer Kirchenfürsten, umgeben von Denkmälern edler Kunst, deren Sinn und Wert zu erschließen und seiner Zeit nahezubringen keiner sich so befähigt gezeigt hatte wie er. Was zwischen diesem Ende und jenem Anfang sich abspielt, entfernt sich so weit von allem Gewohnten und Zeitgemäßen, daß man Wunder auf Wunder zu schauen glaubt und, je inniger man mit diesem Leben vertraut wird, desto williger darauf verzichtet, die Erscheinung dieses Mannes mit normalem Maßstab zu messen. Harte Jugend und frühe Selbsthilfe, um die Mittel zu höherem Studium zu erwerben, finden wir bei vielen solchen bitterarmen Genies; mit Unterricht, mit Kurrendesingen hat sich auch der Knabe Winckelmann sein Brot verdienen müssen. Aber daß er nicht wie die meisten Schicksalsgenossen in der Sphäre, die sich ihnen damit zunächst erschloß, in der

Theologie, haften blieb, daß er ein Lebensziel erkannte und mit eiserner Zähigkeit zu erstreben begann, das in der Erfahrung jener Epoche überhaupt noch nicht existierte, das ist das schier Unbegreifliche. Bessere Schulbildung überhaupt, Griechisch statt des herrschenden und in ödestem Drill eingepaukten Latein, Lesen unzähliger klassischer und moderner Schriftsteller, nicht im Sinne der Schule, sondern um ihres Quellenwertes und ihrer stilistischen Eigenart willen, Verzicht auf das theologische und jedes eigentliche Fakultätsstudium: das sind die ersten Ziele, die der Jüngling nacheinander sich setzt und mit schnell wachsender Sicherheit erreicht.

Dann scheint eine Pause der Ratlosigkeit zu folgen: als Korrektor in dem märkischen Städtchen Seehausen stöhnt er fünf Jahre lang hoffnungslos unter dem Frondienst eines Schulamtes, in dem ihn die kleinliche Bosheit des Vorgesetzten auf die untersten Klassen beschränkt; da bringt er denn den Abschützen mit gründigen Köpfen das Lesen bei und tröstet sich nur, indem er »im stillen Gleichnisse aus dem Homer betet«. Aber sein sicherer Instinkt zeigt ihm den Ausweg aus dem Elend, in dem er verkommen zu müssen scheint: Jede Möglichkeit, Bücher und Büchersammlungen kennenzulernen und durch gieriges Lesen und unermüdliches Erzerpieren dauernd für sich zu nützen, weiß er zu ergreifen, jede Erweiterung seines geistigen Horizonts zeitigt ihm neue Pläne, um seinen geliebten Griechen näherzukommen, und stärkt ihm die Zuversicht, daß er von ihrer Welt, die ihm zunächst in Homer und andern Meistern des Wortes aufgegangen war, endlich auch unmittelbare Anschauung gewinnen werde. Schon wird er kühner; hatte er früher einmal daran gedacht, sich in Paris festzusetzen, so dämmert nun der Gedanke an Rom in ihm auf.

Noch einmal öffnet sich ihm ein Umweg, der seine Geduld auf harte Proben stellt, aber doch schon zu einer würdigeren Existenz und seinen Gaben angemesseneren Tätigkeit führt. Es glückt ihm, Privatsekretär des Reichsgrafen von Bünau zu werden, der als Besitzer einer der größten und umfassendsten Privatbibliotheken jener Zeit und als Verfasser einer großangelegten »deutschen Kaiser- und Reichs historie« einen wissenschaftlichen Gehilfen wie den schon gewaltig belese- und dabei unerfättlich wissenschaftstüchtigen und forschungseifrigen Winckelmann herrlich brauchen konnte. Sechs Jahre darf er in diesem Überfluß gelehren, besonders geschichtlichen Materials schwelgen; liegt auch das meiste, was er hier in sich aufnimmt, den eigentlichen Zielen seiner Sehnsucht fern und muß er es zunächst für fremde Zwecke verarbeiten, so stärkt es ihm doch immer den historischen Sinn und festigt seine Arbeitsmethode, fördert ihn auch erheblich in der Beherrschung der in der Universitätszeit

erlernten modernen Sprachen, ohne die er seine unablässig im Auge behaltenen Pläne nie zu verwirklichen hoffen konnte. Und gerade dieser Bibliotheksdienst, der doch auch noch rechte Fron war, sollte ihn mit einer neuen, freieren Welt, mit der Welt, die er ahnend suchte, in Verbindung bringen. Nöthnitz, der Landsitz seines Brotherrn, lag vor den Thoren Dresdens; oft besuchte er dieses, lernte Residenzleben, lernte gebildete und wissenschaftlich angeregte Leute aller Art kennen, bald auch den Vorzug würdigen und genießen, der diese Residenz über alle andern deutschen Fürstentümer jener Zeit erhob: die Kunst. Nicht allerdings die in Rom erworbenen Antiken, die heute im Albertinum auf der Brühl'schen Terrasse ihren würdigen Wohnsitz haben, konnten auf sein empfängliches Gemüt wirken; sie standen noch unausgepackt im »Großen Garten«. Aber die Schätze der Gemäldegalerie waren sichtbar; die sizilianische Madonna, die Tizian und Correggio und alle die andern Meisterwerke, die noch heute diese Gemäldesammlung zu einer der kostbarsten der Welt machen, lernte er kennen, begeistert lieben und bald auch mit kritischem Sinne betrachten. Der durch rastloses Bücherstudium geschulte Geist ergeht sich mit Wonne in dem neuen Gebiet der Anschauung; was die alten Schriftsteller von der bildenden Kunst der Antike berichten, hört für ihn auf, ein Wust dürftiger und trockener Exzerpte zu sein, ihm wird es lebendig in der Verbindung mit der höchsten Kunst der Modernen.

Mit schnellen, festen Schritten geht er seinen Weg nun weiter. Er weiß, daß er nach Rom muß, wenn er das leisten soll, was keiner außer ihm leisten kann. Er sieht aber auch die Welt, in die er eintreten muß, nun deutlicher vor sich: Hofleute, Diplomaten, Kirchenfürsten, das sind die Hüter der Schätze, nach denen sein Geist begehrt; in diesen erlauchten Kreis muß er, der arme Schußfederjohm und Bücherwurm, sich Eingang erzwingen, wenn seine Sehnsucht nicht dauernd ungestillt, das hohe Werk, das seine lebhaftige Phantasie ihm klar vorzeichnet, nicht ungetan bleiben soll. So geschieht, was inmitten all dieses Wunderbaren fast noch am wenigsten verwunderlich ist: der »geborene Heide«, der selbst in seiner Theologenzzeit nie ein inneres Verhältnis zum kirchlichen Bekenntnis gehabt hatte, wechselt (1754) seinen Glauben, um als Katholik und interessanter Renegat sich den Weg nach Rom und in die Kreise der katholischen Hierarchie zu eröffnen.

Er hatte richtig gerechnet. Der Schöbling des königlichen Beichtvaters und des päpstlichen Nuntius darf hoffen, ein Jahresgehalt zu bekommen, das ihm den Aufenthalt in Rom ermöglicht. Jetzt gilt es nur noch, der Welt und seinen Gönnern zu beweisen, daß er zu dem Werk, das sie unterstützen sollen, auch berufen ist. Die in jahre-

langem Fleiß angesammelte Gelehrsamkeit nützt er für den einen Zweck, die mühsam gewonnene Vorstellung von antiker Kunst in einem knapp umrissenen Bilde der gelehrten Welt vorzuführen in den »Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst«. So unabhängig ist der gereifte Forscher schon jetzt von dieser Welt, daß er scheinbar mühelos auch eine neue schriftstellerische Form findet: ohne den üblichen Ballast gelehrter Anmerkungen, in elegantem und gehobenem Stil bringt er seine neuen Offenbarungen vor, die den Durchschnittsachgelehrten eitel Phantasien oder Kezereien erscheinen mußten. Windelmann wußte das und war auf Widerspruch gefaßt; er sorgte deshalb gleich selbst dafür, indem er in einem anonymen »Sendschreiben« über die »Gedanken« alle gewagt klingenden und scheinbar ungenügend belegten Behauptungen seiner Schrift anzweifelte, gegen dieses »Sendschreiben« aber wiederum sich verteidigte in der »Erläuterung der Gedanken über die Nachahmung usw.« Die Wirkung dieser Erstlingsarbeit übertraf sicher auch seine eignen Erwartungen. Er stand mit einemal in der Reihe der großen Schriftsteller; der Kurfürst-König sorgte durch ein Jahrgehalt von 200 Talern, daß »dieser Fisch in sein rechtes Wasser komme«, und mit 38 Jahren, jugendlich genug, um frisch aufzunehmen, und doch zugleich reif für die Größe der Aufgaben, die seiner harren, betritt Windelmann Rom.

Er hatte gedacht, durch Handschriftenvergleichen und ähnliche philologische Loharbeiten sich seinen Unterhalt schaffen zu müssen, er sollte es aber bald bequemer haben. Er und seine Gelehrsamkeit werden gesucht; als Privatsekretär des Kardinals Passionei, dem er durch den Dresdner Nuntius empfohlen war, setzt er, unter günstigeren äußeren Bedingungen, die aus der Bünaufsehen Zeit gewohnte Tätigkeit fort, während er durch Führung vornehmer Fremden sich Nebenverdienst verschafft. Als seine Hauptaufgabe betrachtet er, durch immer erneutes Anschauen der berühmten Antiken Roms, bei dem der Maler Raphael Mengs sein Führer und kundiger Berater wird, seine Kenntnis der antiken Kunst zu vertiefen. Von Passionei findet er den Weg zum Kardinal Alessandro Albani, dem feinsten Kenner der Antike unter den damaligen Kirchenfürsten, dem Schöpfer der edlen Sammlung, die in und mit der berühmten Villa damals im Werden war. So kommt er den Antiken auch von der praktischen Seite näher, die dem richtigen Büchergelehrten so schwer zugänglich ist. Und als vertrauter Hausgenosse des feinsinnigen und wohlwollenden Albani, als schnell anerkannte Autorität, der sich sogar die eifersüchtig geheimgelassenen Funde von Herkulanum erschlossen, so daß schnell zwei neue auf-

sehenerregende Schriften, das »Sendschreiben« und die »Nachrichten von den herkulanischen Entdeckungen«, entstanden, als Ordner der berühmten Gemmensammlung des in Florenz verstorbenen Barons von Stosch, die vor allem seine Kenntnis des griechischen Mythos förderte, geht er an sein eigentliches Lebenswerk, die »Geschichte der Kunst des Altertums«, die er bis zum Jahre 1764 vollendet, und zugleich an das italienisch geschriebene Musterwerk der Denkmälererklärung, die »Monumenti Inediti«, die er, der Privatmann, auf eigne Kosten unternimmt und verwirklicht. Als päpstlicher Oberaufseher aller Altertümer Roms, als anerkannt erster Archäolog der Welt, voll von neuen Plänen, die nun auch Sizilien und Griechenland angehen und Ausgrabungen an wichtigen Stellen, z. B. Olympia, bestimmter ins Auge fassen, steht er auf der Höhe seines Lebens.

Ehe er aber an die die neuen großen Unternehmungen herantritt, entschließt er sich, die deutsche Heimat wiederzusehen, die ihn, auch mit glänzenden Angeboten, nicht dauernd hatte wiedergewinnen, nicht dem einzigen Rom hatte entreißen können. Und wiederum eine unerwartete Wendung seines Schicksals: er ist in Deutschland so fremd geworden, daß ihn das Heimweh nach Italien nicht losläßt. In Wien schon, wo man ihn mit hohen Ehren empfing, kehrt er um, und in Triest, wo er einige Tage auf das Schiff warten muß, fällt er in die Hände eines italienischen Gauners, der, in der Hoffnung auf reichen Raub, den Arglosen überfällt und erdolcht. Mit 51 Jahren, zum Schmerz von ganz Europa, endete dieses kostbare, noch herrliche Ernten verheißende Leben.

Es war eine Gunft des Schicksals, für die das deutsche Volk ewig dankbar sein muß, daß diese wie ein Meteor aufsteigende und dahinschwindende Erscheinung dennoch so tiefe und dauernde Wirkungen ausübte, Wirkungen, so wunderbar wie der Mann und seine Entwicklung selbst war. Seine Erstlingschrift, die reife Frucht vieljähriger, entlagungsvoller Vorstudien, mußte die literarische Welt schon als schriftstellerische Leistung in Erstaunen setzen. Merkte man auch der schülerhaft mechanischen, nüchtern vorgetragenen Disposition noch die subalterne Hilfsarbeit an, die jahrelang sein tägliches Brot gewesen war, so gewahrte man doch mit Entzücken, wie das trockene Schema sich mit blühendem Leben füllte, die kritisch vorsichtige Anlage den kühnsten Ausschwing der schauenden Phantasie, die hinreichendste Schilderung des Erschauten nicht hinderte. Da gelingen denn dem literarischen Neuling in eben jener Sprache, die unter der Allherrschaft französischen Wesens vernachlässigt und entwürdigt war, herrliche Sätze, eindringliche Bilder, eine Prosa von wahrhaft dichterischer Kraft und Schönheit.

Wohl sind wir verwöhnt durch die stabschärf geschliffene, durchsichtige Rede Lessings, des eigentlichen Neuschöpfers unsrer modernen deutschen, besonders der zu wissenschaftlichen Zwecken tauglichen Sprache, und nehmen Anstoß an manchem kleinen Rest von Schwulst und Schnörkeleien, der auch bei Winckelmann noch an die alte Mode erinnert. Aber bedenken wir auch, daß ohne Winckelmann kein Lessing wäre, daß die »Gedanken« der unmitttelbare Anlaß und die Grundlage des »Laotsoon« geworden sind. Ich erinnere an die dem Inhalt und der Sprache nach berühmt gewordene Stelle des Erstlingswerkes: »Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfachheit und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenenschaften eine große und gesetzte Seele.« Und wie herrlich weiß Winckelmann die sizilianische Madonna zu schildern und zu preisen: »Sehet die Madonna mit einem Gesichte voll Anschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen ... Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über gemeine Kinder erhaben, durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Anschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint. Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seiten in einer anbetenden Stille ihrer Seelen, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesichte ersetzt hat. Der Heilige dieser Figur gegenüber ist der ehrwürdigste Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweihten Jugend zu zeugen scheinen.«

Lessing, bei aller ehrfürchtigen Bewunderung für den plötzlich als Meister vor der Welt dastehenden Kunstkritiker und Kunstlerklärer, bleibt in einem gewissen Gegensatz zu ihm, der sich aus der Verschiedenheit seiner Anlage und Betrachtungsweise, in letzter Linie aus dem Mangel reinsten Anschauung großer Kunstwerke erklärt. Rückhaltlos haben die jüngeren unter unsern Klassikern — Herder, der später in einer begeisterten Preischrift seinen Dank an Winckelmann darbrachte; Goethe, dessen Gelegenheitschrift »Winckelmann und sein Jahrhundert« noch heute zu dem Besten und Schönsten zählt, was über den Mann gesagt worden ist; endlich auch Schiller, den zugleich Goethes reiche Kunstanschauung förderte — das Evangelium von der hohen griechischen Kunst in sich aufgenommen und die von dem Sohn der musenfreudigen Mark entdeckte Fähigkeit, in deutscher Sprache würdig und künstlerisch auch über Kunst zu schreiben, zur

Vollkommenheit entwickelt. Hätte Winckelmann auch nur das mittelbare Verdienst, durch sein Beispiel solche Nachseiferung entzündet zu haben, ein hoher Ehrenplatz in der Geistesgeschichte wäre ihm für immer zugewiesen.

Mit dem Erscheinen seines Hauptwerkes, jener »Geschichte der Kunst des Altertums«, deren Entstehung genau in die Schweren sieben Jahre fällt, die sein deutscher Landesherr im Kampf gegen die ganze Welt stand, offenbarten sich die Vorzüge seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit in einer Größe und Vielseitigkeit, die selbst nach den verheißungsvollen »Gedanken« wohl keiner erwartet hatte. Denn nun war er an der Quelle; Rom belehrte ihn, täglich und stündlich, wie es keinen belehren konnte, und in Rom fand er Hellas. Jahrelang gründlich vorbereitet zunächst durch seine literarischen Studien, in beträchtlichem Maße auch schon durch Anschauung von Originalen, bei der ihm wertvoller künstlerischer Beirat nicht ganz gefehlt hatte, lernt er nun im großen »sehen« und macht sich, unter Führung des dazu vortrefflich geeigneten Mengs, mit den edelsten Werken der römischen Sammlungen innig vertraut. Wie gründlich er es damit nahm, wie köstliche Früchte die Arbeit zunächst ihm selbst trug, sehen wir aus einigen Einzelbeschreibungen von Bildwerken des Belvedere, deren Veröffentlichung der hohen Kosten wegen unterblieb, von denen er aber mit Stolz sagen durfte: »Man sehe sie an als eine Probe von dem, was über ein so vollkommenes Werk der Kunst zu denken und zu sagen wäre, und als eine Anzeige von Untersuchung in der Kunst. Denn es ist nicht genug, zu sagen, daß etwas schön ist, man soll auch wissen, in welchem Grade und warum es schön sei. Dieses wissen die Antiquarier in Rom nicht ... Es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, dem die Umstände günstig sind, welcher eine Beschreibung der besten Statuen, wie sie zum Unterricht junger Künstler und reisender Liebhaber unentbehrlich wäre, unternehmen und nach Würdigkeit ausführen könnte.« Wer hätte dieser »jemand« sein können als er? Wer hatte seine durch unverdrossenen Fleiß erworbene deutsche Gründlichkeit und Sachlichkeit verbunden mit der jugendlichen Begeisterung, ohne die der ewig jugendlichen Kunst der Griechen nicht nahezukommen ist? Wer unter den damaligen Altersumforschern — von dem Hausen ästhetisierendem Dilettanten ganz zu schweigen — verfügte über so viel und so scharfe Selbstkritik wie dieser kühne Bahnbrecher, der die Hypothese nie ängstlich scheute, aber immer bereit war, umzulernen und, voll von literarischen Plänen, eben vollendete Arbeiten schon wieder berichtigte und durch noch bessere zu ergänzen bemüht war?

Dreizehn Jahre hat sein römisches Leben gewährt; sie haben ihm, abgesehen vom zeitrauben-

den eignen Lernen, dessen Umfang nur der beurteilen kann, der die gleiche Schule durchmacht, zum Ausbau eines für damalige Verhältnisse fast lückenlosen Lehrgebäudes von der antiken Kunst genügt. Kunstlehre und Kunstgeschichte umfaßt sein Hauptwerk; Interpretation und Beschreibung von Kunstwerken lehrt er; Denkmäler aller Art, auch nichtkünstlerische, erforscht er in seinen beiden herkulanischen Schriften, den ersten Mustern wissenschaftlicher Darstellung von Ausgrabungsergebnissen. Und vertieft man sich einmal etwas mehr in seine Schriften und beschränkt sich nicht nur auf die Bewunderung stilistischer »Perlen«, wie staunt man über so manche Bemerkung, die man jener Zeit nicht zugetraut hätte, über so manche sichere Voraussage, die erst in unsern Tagen unendlich vermehrter wissenschaftlicher Erkenntnis sich erfüllen sollte! In der Vorrede seiner Kunstgeschichte geht er scharf dem Unfug der willkürlichen Ergänzungen zu Leibe und zeigt an drastischen Beispielen, welche Tollheiten der Deutung »aus Unachtsamkeit der Ergänzungen herrühren«; schon damals verlangt er, was für den heutigen Archäologen zu den unerläßlichen Handgriffen gehört, »die Ergänzungen sollten in den Kupfern oder in ihren Erklärungen angezeigt werden«. Der etruskischen Kunst gerecht zu werden, gibt er sich redlich Mühe, und gegen sein Gefühl läßt er ihr manches Werk, das er lieber griechisch nennen möchte; aber deutlich sagt er: »Ich muß hier unsre mangelhafte Kenntnis beklagen, die sich nicht alle Zeit wagen kann, das Etrurische von dem ältesten Griechischen zu unterscheiden.« und als er im Einzelfalle sich entscheiden soll, nennt er den 1530 in Pesaro gefundenen sog. *Idolino* (heute in Florenz) »eine der schönsten Statuen in Erz, welche sich aus dem Altertum erhalten haben«, womit er ihn stillschweigend der etruskischen Kunst abspricht. Unter den vornehmsten älteren Marmorstatuen führt er neben der *Vesta Giustiniani* einen *Apollo* an, der damals, noch unberühmt, in einem römischen Palast stand; damit hat er dem heute das Kasseler Museum zierenden Werk, einem der großartigsten griechischen Götterbilder, die gebührende Ehre erwiesen. Wenn er resigniert bekennt, »zu einer deutlicheren Bestimmung der Kenntnisse und der Eigenschaften des hohen Stils der großen Verbesserer der Kunst sei nach dem Verlust ihrer Werke nicht zu gelangen«, und wenn er als einzige Beispiele dieses Stils die oft von ihm gerühmte *Pallas Albani* (heute in der Sammlung Hope in Deepdene) und die Florentiner *Niobegruppe* nennt, so haben wir es freilich leicht, ihn zu verbessern und die *Niobiden* wesentlich jüngerer Zeit zuzuschreiben; aber freuen wir uns lieber, wie treffsicher er jene *Pallas*, die aus dem Kreis des *Phidias* hervorgegangen ist, als Muster des

hohen Stils gewählt hat. Daß er nicht müde wird, gegenüber der damals noch herrschenden Römerverehrung die Überlegenheit griechischer Art und Kunst zu behaupten, daß er die Herrlichkeit griechischer Vasen, griechischer Münzbilder klar erkennt und damit auf ein Jahrhundert hinaus der Forschung den Weg vorzeichnet, daß er, der seine unmittelbaren Eindrücke von griechischem Kunstschaffen überwiegend aus spätem Werken gewinnen mußte, doch seine Anbefangenheit auch diesen gegenüber zu wahren weiß, den barberinischen Faun, den Laokoon, den damals und auch später noch weit überschätzten farnesischen Stier mit Maß bewundert, das alles müssen wir dem Phantastievollem, schnell sich Begeisternenden doppelt zum Verdienst anrechnen. Wie oft er geirrt hat, wissen wir und können bequem eine hübsche Liste von falschen Deutungen und verkehrten Stilurteilen aufstellen: seine albanische Leukothea mit dem Bachosknaben entpuppte sich ein Jahrhundert später als Friedensgöttin mit dem Knaben Reichtum, der belvederische Torso, den er in schwungvoller poetischer Schilderung als »ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers« bezeichnet, in dem Herakles erscheine, »wie er sich von den Schladen der Menschheit mit Feuer gereinigt und die Unsterblichkeit und den Sitz unter den Göttern erlangt habe«, dieser weltberühmte Torso hat selbst seinen Heraklesnamen eingebüßt. Aber welch eitle Mühe, solchem Wahrheitslucher seine Irrtümer nachzurechnen! Wenige haben so fruchtbar geirrt wie er.

Wir Nachgeborenen sind es, die ihm Dank schulden, daß er uns sehen und erkennen gelehrt hat. Danken wir ihm auch, daß er es als etwas Hohes und Heiliges erkannt und gepredigt hat, es mit der Kunst ernst zu nehmen. Ihm war das auf wunderbare Weise eingeboren, er hat nicht müheelos, aber doch ziemlich früh seinen inneren Beruf erkannt und ihn erfüllt, indem er aus unbefriedigender Gegenwart nach idealen Fernen unbeirrbar forschte. Stolz und sein war er in seinem innersten Wesen; so selbstbewußt, überlegen und scharf er als Kritiker zu sprechen wußte, so ist er doch ohne Schroff-

heit durchs Leben gegangen, ein rechter Bekenner und Meister des edlen Maßhaltens, das er an seinen geliebten Griechen bewunderte. Ein schlichtes Wort, das er seiner Kunstgeschichte mitgab, sei uns zugleich gute Lehre und freundlicher Ausdruck seines vornehmen, sinnigen Wesens: »Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne erkennen und finden gelernt.« —

»Aber«, so höre ich, schüchtern vielleicht, doch vernehmlich fragen, »war dieser große Sohn deutscher Erde ein rechter, echter Deutscher? War er nicht seinem Volke untreu geworden, verwelst oder einem farblosen Weltbürgertum verfallen, und hat er damit nicht ein gut Teil des Dankes und der Verehrung verschert, die wir dem unentwegt Treuen willig zollen? Und erscheint uns Windelmann, der Italiener und Kosmopolit, nicht in einem ähnlich bedenklichen Licht wie Bindelmann, der Katholik, der um weltlicher Vorteile willen den angestammten Glauben abgeschworen hatte?« Gewiß, der Schein ist gegen ihn, doch hüten wir uns, ihn nach dem Schein zu richten. Kosmopolit war er sicher wie nur einer, aber er war es in dem hohen Sinn eines Leibniz, auf den, nach Bindelmanns eignen Worten, die deutsche Nation stolz sein konnte, weil er »die Weisen erleuchtet und Samen von allgemeiner Wissenschaft unter allen Völkern ausgestreut habe«. Aber wie er von Dürer und Holbein voll höchster Bewunderung redet, wie er hofft und wünscht, in seinem als Künstler allerdings weit von ihm überschätzten Freund Mengs einen deutschen Raffael zum Ruhme der Deutschen erstehen zu sehen, wie er, dessen Herz sich so leicht entzündete und schwärmerischer Freundschaft fähig war, am wärmsten und hingebendsten doch immer zu und von seinen deutschen Freunden spricht, so spüren wir es an seiner ganzen Art, zu leben, zu forschen und zu schaffen, daß er seine fernige deutsche Art nicht verraten hat. In schwerem Lebenskampf, der ihn auch auf ungewohnte und gewagte Kampfmittel verwies, ist er sich selbst und seinem Beruf treu geblieben, damit hat er im höchsten Sinne auch seinem Volke die Treue gewahrt.